

Jenny und Ben haben zwei Wagen in L-Form gestellt: Der eine ist Küche, der andere Wohnraum – für alle drei. Alvar, 4, isoliert im eigenen Kinderzimmer? Können seine Eltern sich nicht vorstellen

Wohnglück in der Wagenburg

Wirklich? Ja, findet unsere Autorin nach ihrem Besuch am Nordrand Berlins. Sie traf Familien, die für sich einen Weg aus dem getriebenen Alltag gefunden und mehr Freiheit gewonnen haben →

Text
ELISABETH HUSSENDÖRFER

Fotos
VERENA BRÜNING



Kleiner Akrobat …
Erst auf dem starken Arm
von Papa Mohammed,
später klettert Moussa
bestimmt auf Bäume und
Hütten. Wie alle hier

Wenn Maria von ihrem früheren Leben erzählt, dann klingt das so: „Einmal wollte ich mit den Kindern Kräuter in einem Blumenkasten auf dem Balkon ziehen.“ Die damals Alleinerziehende weiß nicht mehr, warum die Pflanzen so schnell eingegangen sind. „Vielleicht war ich schlicht zu beschäftigt, um mich zu kümmern“, überlegt sie, die seit nunmehr fünf Jahren in der Wagenburg Pankgräfin* am Nordrand Berlins wohnt. Was sogleich die Frage aufwirft, wo er eigentlich ist, der Wagen: eine offene Küche, ein Esstisch, eine Couch und ein Flachbildschirm finden sich beim Herumschauen. Erst auf den zweiten Blick erkennt man, wie von diesem wohnzeitschriftentauglichen Raum mehrere Türen zu in U-Form stehenden Bauwagen abgehen.

Gar nicht so selten gibt es das hier: dass Anhänger zusammengeschoben und entstandene Zwischenräume zu Wohnräumen umfunktioniert werden. So mancher Bewohner fängt klein an, mit einem ausrangierten Bus oder Zirkuswagen, und hat eines Tages ein halbes Einfamilienhaus. Plus vielleicht einen Garten wie den von Maria: ein verwunschenes Kleinod mit Hängematte, Hühnerstall und Gemüsegarten. Aber nicht nur das mit den Pflanzen sei jetzt anders, sagt die 36-jährige Sozialpädagogin und beschreibt, wie es früher war, mit den drei Kindern: jeder Schritt aus der Wohnung ein Organisationsmarathon. Trinkflaschen, Brotdosen, Dauer-Telefonkontakt zu den anderen Müttern. Erschöpft sei sie abends oft mit den Kindern zu Bett. Hier, an diesem Morgen, wird klar, was sie meint, wenn sie sagt: „Vieles organisiert sich auf der Wagenburg von selbst.“

Getragen von der Gemeinschaft

Da ist zum Beispiel Janko, ihr Achtjähriger, der mit Nachbarskind Marla um den zum Gelände gehörenden Löschteich unterwegs ist, barfuß natürlich. Aljoscha, Jankos Bruder, plant, Barsche zu angeln im nahen Kanal und später im nahen Waldstück eine Falle zu bauen. Aktuell lungert der Zehnjährige noch in der Hängematte, die Kumpels aber können jeden Moment aus ihren Wägen geklettert kommen, und dann geht es los. Mit oder ohne Frühstück, „das passt schon“, sagt Maria.

Seit Maria vor sieben Monaten zum vierten Mal Mutter geworden ist, merkt sie noch mehr, wie gut es tut, Teil einer Gemeinschaft zu sein, mit rund 120 Erwachsenen und 60 Kindern. Einfach „laufen lassen“ könne man den Nachwuchs, erzählt sie, und dass es für die meisten hier völlig normal sei drei oder vier wechselnde Nachbarskinder am Tisch zu haben. Und dass sie sich das alles nicht mehr vorstellen könne: die gepackten Taschen, die antreibenden To-do-Listen.

Das neue Leben begann wie mit einem Paukenschlag. Aljoscha war zum Kindergeburtstag eingeladen. Das Kind lebte in der Wagenburg. Maria weiß noch, wie sie auf das verwinkelte, unüberschaubare Gelände zwischen Bahnlinie und Naturschutzgebiet kam. Kinder kletterten auf Bäumen, Erwachsene saßen um Feuerstellen. Viel Holz, viel Grün, viel Villa Kunterbunt. Vor 25 Jahren hat die Stadt das inzwischen auf sechs Hektar angewachsene einstige Areal einer Schweinemast freigegeben – „als eine Art Gegenleistung für eine gewaltsam geräumte Wagenburg in der Stadt“, erzählt Parkgrafen-Urgestein Irina, die einen 20-jährigen Sohn hat. Olmo wurde im Wagen geboren. Kein anderes Leben könne er sich vorstellen, sagt er, der jetzt ein paar Meter weiter wohnt.

*www.pankgraefin.de

1 Alvar in Papas „Bürowagen“. Ob auch sein Zimmer eines Tages „ausgelagert“ wird?
2 Platz für Bekanntmachungen, Aufrufe und Ort der Verwaltung: der Eingangsbereich
3 Von wegen Freaks: Waschmaschine, Wäscheständer - gibt’s hier alles
4 Perfekte Symbiose: Manche der Wagen scheinen wie gemacht für die Umgebung. Grün und lauschige Plätze finden sich überall


1


2

Pennerimage war gestern

Drei Generationen nebeneinander – das findet man hier. Den Aussteiger, der ohne Strom und fließend Wasser lebt, dagegen kaum noch. Normalität hat sich breitgemacht, „in den Augen von Bewohnern weit politischerer Wagenburgen vielleicht sogar Spießigkeit“, schmunzelt Irina. Vorbei die Zeiten, in denen sich im angrenzenden Pankow Bürgerinitiativen gegen das bunte Völkchen, das manche für einen Haufen Penner hielten, bildeten. Die Kinder hier besuchen örtliche Schulen, man lädt zum Tag der offenen Tür. Aus der Stadt kommen Schulklassen im Rahmen von Bildungsprojekten: Thema sind dann zum Beispiel die Abwasseranreicherung durch Pflanzenkläranlagen oder der neu angelegte Heilkräutergarten nach Hildegard von Bingen.

Maria sagt, sie wäre am liebsten gleich geblieben damals. Sie hatte Glück: Eine Bewohnerin, die für ein Jahr auf Weltreise gehen wollte, suchte eine Untermieterin. Maria erzählt, wie sie dann an den Wochenenden die Kinder ins Auto gepackt hat und „zur Panke“ gefahren ist. Sofort fing sie an, Beete anzulegen und Gemüse zu ziehen. Dann wurde ein Platz „richtig“ frei. Die damals siebenjährige Djamilla erinnert sich an die Anfangszeit im Acht-Meter-Wagen: „Wir schliefen alle auf einer großen Matratze. Mama kochte auf zwei Platten. Wasser mussten wir in 300 Metern Entfernung an einer Zapfstelle holen.“ Kaltes Wasser. Es gefror im Mund beim Zähneputzen.

Heute ist es anders, einer der drei Wagen des Wohnkomplexes beherbergt ein Bad mit Wanne und Durchlauferhitzer. „Immerhin“, sagt die inzwischen 13-jährige Djamilla, und dass ihr die Komposttoilette hinterm Haus weiter „peinlich“ sei. Nach dem Wechsel an die weiterführende Schule wollten sie zwei Freundinnen besuchen. Sie fürchtete sich ein wenig. Jedoch: Eine wollte gleich einziehen. Beim Blick in Djamillas mit Starposter und Fotowand bestückten Wagen, den man durch einen Durchgang neben der Küchenecke erreicht, kann man das nachvollziehen. Auf einem Podest steht das Bett, direkt vor einem großen Fenster. Baumhausatmosphäre. Wärme verbreitet das viele Holz. Auch im Winter, sagt Djamilla. „Mama oder Mohammed stehen dann eine Stunde vor uns auf und feuern den Ofen an.“

Ein Paradies für 200 Euro

Mama macht das schon – so klingt es. Tatsächlich haben Maria und ihr Mann, den sie durch ihr Engagement im Flüchtlingsheim kennenlernte, in für Maria bis heute selbst unfassbaren drei Monaten die Wagenvilla erbaut. Sie, die früher kaum einen Hammer halten konnte, kann jetzt eine Tischkreissäge bedienen, Dielen verlegen, Dachbalken aufstellen. Weniger gefangen fühlt sie sich damit „im System“; wo einst Zwang herrschte, gibt es Möglichkeiten. „Und wo kann man das schon, zu sechst schön wohnen für unter 200 Euro im Monat?“, fragt Maria. Ihre Mutter gab ein Darlehen für die Materialkosten, 126 Euro Pacht fürs Grundstück inklusive Betriebskosten zahlen sie monatlich. Plus um die 50 Euro für Strom und Gas. Marias Mann stellt Pakete zu und hilft anderen Flüchtlingen als Integrationslotse beim Fußfassen in Berlin. Maria macht Babypause, vorher arbeitete sie in einem Kindergarten. Später, wenn Mohammed eine Ausbildung macht, will sie das Einkommen bestreiten. →

DIE RECHTSLAGE

Die Situation der Wagenplätze in Deutschland ist unterschiedlich. Illegale, nicht anerkannte Plätze gibt es heute immer seltener, viele Wagenplätze sind geduldet. Explizite Vereinbarungen zu ihrer Nutzungsdauer fehlen aber zumeist. Die Diskussion um die Legalisierung von Wagenplätzen ist laut Wagenplatz-Verfechtern in erster Linie kein baurechtliches Problem, sondern eine Frage des politischen Willens.


3


4

Auf www.solidarische-oekonomie.de (unter „Formen und Beispiele“, „Projekte“ und dann „Wagenplätze“) gibt es zahlreiche Links zum Thema sowie zu verschiedenen Wagenburgen bundesweit.

Endlich ein entspanntes Baby

Auch Jenny, die als Sozialarbeiterin in Teilzeit im betreuten Wohnen tätig ist – „kaum etwas ist schlechter bezahlt, aber es macht halt Spaß“ – spricht von Freiheiten, die es so sonst nicht gibt. Jennys vierjähriger Sohn Alvar spielt in einem ehemaligen Schießbudenwagen mit Playmobil. Wo einst Plastikrosen und Plüschtiere Platz hatten, haben die 32-Jährige und ihr fünf Jahre älterer Freund, der eine Wildnis-Schule betreibt, einen Wohnraum gestaltet, der nicht nur gemütlich, sondern, wie Jenny findet, auch „sozial sehr gesund“ ist. Ihr Kind wie andere Eltern in einem weit entfernten Zimmer spielen lassen? Für Jenny eine traurige Vorstellung. Im Wagen leben das bedeutet für sie nicht nur, dicht an der Natur zu sein, sondern auch dicht an den Gefühlen und Bedürfnissen ihres Sohnes.

Alvar war kein ganz einfaches Baby, schrie viel. Ben, Jennys Freund, lebte schon länger in der Wagenburg, und so manches sprach dafür, mit dem Kind zu ihm zu ziehen. So manches sprach aber auch dafür, im pulsierenden Stadtteil Neukölln zu bleiben. Jenny klingt wehmütig, wenn sie berichtet, was es alles aufzugeben galt: „Eine tolle WG, kurze Wege, Lieblingscafés.“ Den Rundumrosa-Blick auf die Wagenburg teilt sie nicht: „Ohne Auto muss man sich hier gut organisieren.“ Dass Neukölln auf Dauer keine Lösung war, spürte sie jedoch, wenn sie mit Alvar im Kinderwagen ruhige Orte zum Einschlafen suchte. „Meist landete ich auf dem Friedhof.“

Sie sieht sich noch mit dem Baby im Arm vorm Wagen ihres Freundes stehen, das Kind schaute dem Treiben der Falter auf einem Schmetterlingsflieder zu. Jenny sagt, sie wird das nie vergessen: „Wie Alvar dann weggedöst ist.“ Ohne die vielen Reize, die auf ihn einströmten. Und sie selbst? „Ist das Kind entspannt, ist es auch die Mutter“, fasst Jenny zusammen, wie es ihr heute geht. Und dass der Wagen ja nicht für die Ewigkeit sein müsse. Möglich, dass es eines Tages eine Jurte wird. Oder ein eigener „Jugendwagen“ für Alvar. Oder beides.

Vom Reihenhaus ins Wagenatrium

Nachbar Klaus, ein gelernter Tischler und Möbeldesigner, kennt solche Überlegungen. Patchwork mit sechs Kindern zwischen zehn und sechzehn lebt der 58-Jährige, der es „normal“ findet, sich mit der wachsenden Selbstständigkeit der Kinder auch als Paar noch mal neu zu finden.

Bis vor wenigen Monaten lebten Klaus und Susan unter einem Dach – jetzt hat sie einen eigenen Wagen zehn Meter weiter. Und was für einen! Eine verglaste Fensterfront besitzt das Heim der Künstlerin, loftartig wirkt das Innere mit Schreibtisch, Schrank und Bett. Gar nicht daran denken will die 52-Jährige, wie es ihr ginge, würden sie noch immer so leben wie vor fünf Jahren. „Arg viel Möglichkeiten, was zu verändern, hätten wir im Reihenhaus nicht gehabt.“

Immer wieder haben sie in der Vergangenheit Wagen geschoben, getauscht, zogen Geschwister zusammen oder nach nebenan. Aktuell bilden sieben Behausungen eine Art „Atrium“, in der Mitte steht eine viel genutzte Tischtennisplatte. Susan sagt, so viel Harmonie „bei so viel Verhaltensoriginalität“ lasse ihr das Herz aufgehen. Einen Autisten, zwei ADHSler, einen Legastheniker – mit einer bunten Mischung an Besonderheiten können die Dänin und ihr schwäbischer Lebenspartner beim Nachwuchs aufwarten. Und mit der Erkenntnis, dass der Umzug das Beste war, was sie tun konnten.

Zuvor hatte Susan immer wieder zu Gesprächen an die Schule gemusst, jedes Mal hörte sie von Defiziten, die es therapeutisch zu beheben galt. Aber einen Autisten zum Smalltalker zu machen oder einen ADHSler in Slow Motion zu versetzen, das geht nun mal nicht. Was aber geht, ist, das Leben in seinen Abläufen fordernder und elementar zu gestalten, findet Klaus: Wenn ich aufs Klo muss, muss ich rausgehen. Wenn ich warm duschen will, muss ich erst Holz holen und anfeuern. Anstelle von Ansagen sind Notwendigkeiten getreten. Anstelle von Therapie Erfahrungen.

„Alles richtig gemacht“, sagt die Künstlerin, die ihre Werkstatt wie ihr Partner „outdoor“ hat, in Fächern unterm Wagen. „Alles richtig, nur früher wäre besser gewesen.“

Vor fünf Jahren allerdings wusste sie noch nicht mal, was das überhaupt ist: eine Wagenburg. „Eine Ansammlung von Alibis“, schmunzelt Klaus, nichts anderes seien die vermeintlich rollenden Behausungen schließlich: „Ein Grund, nicht zum Baurechtsamt zu müssen.“ Und damit Grundlage für Freiheiten, die es „draußen“ immer weniger gebe.

Maria findet, man muss das gar nicht so hochhängen. Sie braucht nur an die verkümmerten Pflanzen auf dem Balkon ihrer Altbauwohnung zu denken und weiß, was sie nie mehr haben will.

1 Die Familie von Moussa hat einen Garten. Fürs selbe Geld gäbe es in der Stadt nicht mal eine Wohnung mit Balkon
2 Künstlerin Susan in ihrem lichtdurchfluteten „Loft“. Kürzlich beschloss sie: Die Kinder sind alt genug, sie hat jetzt einen eigenen Wagen


1


2